

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### Eine Ueberraschung für Honora.

Den 22. Oktober 1791.

**D**ie Ereignisse häufen sich. Heute früh brachte mir Margret, die ich allein in mein Vertrauen gezogen habe, einen seltsamen Bericht. Es war ein neuer Gast angekommen, ein vornehmer junger Herr, offenbar ein Ausländer; seinen Namen hatte er noch nicht genannt, doch mußte er, nach seiner ganzen Erscheinung zu urtheilen, eine Person von hohem Rang sein. Er kam zu Pferde, von einem Diener begleitet, und sobald sein Tier in den Stall gebracht war, verlangte er die Wirtin zu sprechen. Man sagte ihm, ich sei krank, worauf er den Hausmeister herbeirufen ließ und eben im Begriff war, mit ihm zu verhandeln, als von der Thüre her eine Stimme laut wurde. Dort stand Madame, starr vor Staunen und Ueberraschung.

Der Fremde eilte auf sie zu, bevor er aber noch ein Wort über die Lippen gebracht hatte, legte sie ihm die Hand auf den Arm und sagte auf Französisch — mein Hausmeister versteht die Sprache — „Nennen Sie unsern Namen nicht; wir haben es aus verschiedenen Gründen vorgezogen, hier unbekannt zu bleiben. Als Mann von Ehre werden Sie unsern Wunsch achten

und uns nur mit Madame und Mademoiselle Letellier anreden.“

Er verneigte sich tief errötend. „Ich hoffe, Mademoiselle befindet sich wohl?“

„Ganz wohl.“

„Und auch Sie, Madame?“

„Auch ich. Was aber führt Sie in diese Gegend, während wir Sie in weiter Ferne glaubten?“

„Bedarf es noch der Frage?“

Sie waren jetzt abseits getreten und sprachen angelegentlich mit einander, doch so leise, daß man die Worte nicht mehr verstand. Da aber ihre ganze Art und Weise, besonders das Benehmen von Madame höchst auffallend war, meinte der Hausmeister, ich müsse erfahren, daß sie unter falschem Namen hier sei, weshalb er Margret die Begebenheit erzählte.

Aufs höchste betroffen über diese neue Entwicklung des Dramas, das sich vor meinen Augen abspielte, entließ ich das Mädchen mit einigen Verhaltensmaßregeln, begab mich wieder in die geheime Kammer und horchte an der Wand. Ich mußte erfahren, was die Mutter bei ihrer Rückkehr der Tochter mitteilen würde.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis ich endlich Stimmen vernahm und Mademoiselle rufen hörte:

„O, Mama, was ist geschehen?“

Die Mutter zögerte mit der Antwort, endlich sagte sie:

„Wie kommst du darauf, daß etwas geschehen sein soll? Stehen mir denn meine Gedanken im Gesicht geschrieben, oder glaubst du sie erraten zu können?“

„Du kannst mich nicht täuschen, Mama, du zitterst

an allen Gliedern und hältst dich nur mühsam aufrecht. Mit wie seltsamen Blicken du mich anschaust, doch weiß ich nicht, ob sie mir Gutes oder Böses künden. Hat er vielleicht —“

„Er und immer wieder er,“ unterbrach die Mutter sie leidenschaftlich. „Deine Mutter liebst du nicht mehr; du denkst nur noch an den Mann, den du erst so kurze Zeit kennst. Meine Leiden, meine Angst sind dir gleichgültig. Ich könnte sterben —“

„O, Mama, so hast du noch nie gesprochen. Ich, dich nicht lieben? Nie hat ein Kind seine Mutter mehr geliebt. Aber dein Herz ist mir sicher, während mir keines entrissen werden soll. Du willst nicht, daß ich von ihm spreche, aber der Gedanke an ihn verläßt mich nicht. Es wäre Verrat an meinen heiligsten Gefühlen, könnte ich ihn vergessen. Vielleicht werde ich nie die Seine — du sagst mir, es kann nicht sein — aber denken muß ich an ihn und für ihn beten bis zu meinem letzten Atemzug. Was bringst du mir denn für Nachricht, Mama? Hat Papa geschrieben?“

„Die Post ist noch nicht angekommen.“

„Natürlich nicht, es ist ja noch zu früh; aber vielleicht ist ein Bote da aus New-York. Monsieur Dubois —“

„M. Dubois hat mein Vertrauen getäuscht und unsern Aufenthaltsort verraten, ich werde ihn zur Rechenschaft ziehen; unterdessen —“

„Was?“

„Honora, kann ich dir trauen?“

„Mir trauen?“

„Ah, jetzt zitterst du.“

„Wie kann ich anders, du blickst nach der Thür, als fürchtetest du jemand eintreten zu sehen, du — du —“

„Beantworte meine Frage. Könntest du den Marquis sehen, mit ihm sprechen, hören wie er dir seine Liebe beteuert, und doch nicht vergessen, daß du mir Gehorsam schuldest? Du dürftest seine Bewerbung nicht annehmen, ihm keine Hoffnung machen, bis ich dir dazu Erlaubnis erteile oder dir befehle, ihn ganz und für immer aufzugeben.“

„Ihn sehen?“ das Mädchen hatte nur das eine Wort gehört.

„Da Dubois uns verraten hat, könnte er wohl den Weg hierher finden; auch wir kommen aus Paris und es wäre möglich —“

„Mama,“ schluchzte die Tochter, „treibe kein Spiel mit mir. Er ist da — verbirg es mir nicht. Der Reiter, der vor der Thür hielt —“

„War der Marquis,“ gestand die Mutter. „Er ist im Wohnzimmer, Kind, aber jetzt erwartet er dich nicht. Du sollst ihn heute abend sehen, wenn du mir versprichst, was ich fordere. Thust du es nicht, so verläßt er das Haus. Von einer heimlichen Verlobung darf keine Rede sein. Wenn du dir die Kraft nicht zutraust —“

„Ich traue sie mir zu, ich besitze die Kraft, Mama. Laß mich ihn nur sehen und Gewißheit haben, daß die Sorge und Angst ihm nicht geschadet hat, dann will ich alles thun, was du verlangst. — O, wie wohl ich mich fühle, wie herrlich die Sonne scheint!

Darf ich erst am Abend das Zimmer verlassen, nicht den kleinsten Spaziergang im Garten machen und wäre es auch nur —“

„Nein, das kann ich nicht gestatten. Um neun Uhr magst du auf eine halbe Stunde ins Wohnzimmer hinauf gehen. Bis dahin denke daran, was ich dir gesagt habe. Weder durch Blicke noch Worte darfst du deine Gefühle verraten. Mein Entschluß steht fest und nichts vermag ihn zu ändern.“

„Ich will thun, was du verlangst.“ Es klang Verzweiflung in dem Ton ihrer Stimme.

---

Hiernach sprachen sie nur noch wenig mit einander und da ich großes Verlangen trug, den jungen Mann zu sehen, von dem man eine so glühende Schilderung gemacht hatte, ging ich in meine Stube zurück, band einen grünen Schirm vor und begab mich in das Vorderhaus zu meinen Gästen.

Ein rascher Blick unter dem Schirm hervor zeigte mir den neuen Ankömmling. Sein offenes Gesicht, seine schöne Gestalt, sein anziehendes Wesen nahmen mich auf der Stelle für ihn ein. Ein Mann von so edler Erscheinung war wohl noch nicht oft in meinem Gasthaus eingekehrt. Als ich auf ihn zutrat, um ihn bei uns willkommen zu heißen, begrüßte er mich mit großer Leutseligkeit und begann sogleich ein Gespräch mit mir in fließendem Englisch. Hatte ich vorher Hochachtung und Teilnahme für ihn empfunden, so mischte sich jetzt in meine Bewunderung ein aufrichtiges Mitleid. Er zeigte eine so edle, hochherzige Natur, ein

so tiefes Gefühl, daß er die Schmach und Schande, die in der Zukunft seiner wartete, doppelt schwer empfinden würde. Ich beklagte sein trauriges Geschick.

Er selbst schien jedoch keinerlei Befürchtungen zu hegen; wie stolz, wie strahlend, wie hoffnungsreich sah er aus! Dann und wann fiel sein Blick auf die Thür oder das offene Fenster, als erwarte er von Minute zu Minute die geliebte Gestalt eintreten oder draußen vorüberziehen zu sehen. Ich fand es grausam, ihm so lange den heiß ersehnten Anblick zu entziehen und schlug ihm endlich vor, mich in den Garten zu begleiten, wo ich ihm eine schöne Aussicht zeigen wolle. Dort suchte ich mit ihm die Gänge auf, welche man vom Eichenzimmer aus übersehen konnte und bemerkte wie zufällig:

„Diese Seite des Gasthauses steht meistens leer. Im Augenblick haben jedoch zwei Ausländerinnen, Madame und Mademoiselle Letellier das eine Fremdenzimmer bezogen, von dem man einen Blick auf den Fluß hat, wie Sie sehen.“

„Und ist das ihr Fenster?“ fragte er mit stürmischer Freude; dann folgte er besonnener hinzu: „Sie müssen wissen, daß ich die Damen kenne und mich alles interessiert, was sie betrifft.“

Ich wußte es und hatte Mühe, meine geheime Unruhe zu verbergen.

„Die Damen kommen aus Paris, wie ich höre. Gewiß wird die schöne Madame Letellier dort sehr bewundert?“

Meine neugierige Frage schien ihn nicht zu verletzen.

„Sie wird geschätzt und bewundert von allen, die

sie kennen. Ich mache mir eine Ehre daraus, zu ihren Freunden zu zählen."

Er that mir in der Seele leid. Arglos, wie er war, hatte er keine Ahnung von dem, was kommen mußte. Ich aber hätte das Haus vor meinen Augen zusammenstürzen sehen mögen, damit es die Sünden der Vergangenheit unter seinen Trümmern begrabe, samt den trügerischen Zukunftshoffnungen, mit denen sich der Mann an meiner Seite schmeichelte. Er hatte eine Rose gepflückt und hielt sie lächelnd in der Hand.

"Dies Gasthaus ist schon uralt," bemerkte ich, begierig zu wissen, ob er etwas von dem finstern Geheimnis ahne, „man sagt, es sei eines der ersten Gebäude am Fluß gewesen. Sie haben gewiß auch von den alten Sagen gehört, die sich daran knüpfen?"

"O nein," versetzte er lächelnd. „Der ‚Glückshafen‘ ist mir ganz unbekannt. Aber ich kann mir vorstellen, daß man sich allerlei Legenden davon erzählt. Es heißt wohl, daß hier auf den Treppen und Gängen Gespenster umgehen? Mich interessieren solche alte Ueberlieferungen stets."

Er sagte dies wahrscheinlich nur, um noch länger vor dem Fenster auf und abgehen zu können, hinter dem sich die Geliebte seines Herzens verbarg.

"Ich weiß eine Geschichte," — begann ich, als plötzlich eine helle, scharfe Stimme in den Garten herabklang:

"Glauben Sie nicht, daß es Ihren Augen schaden wird, Frau Truax, wenn Sie sich so lange der heißen Sonne aussetzen?"

Madame stand lächelnd am Fenster und blickte

bedeutungsvoll auf uns herab. Ihre Absicht war nicht mißzuverstehen, ich sah mich daher veranlaßt, unsern Spaziergang abzukürzen. Vor allem durfte ich nicht den Argwohn in ihr erwecken, als hege ich ein besonderes Interesse an der Entwicklung des Liebesromans; das hätte leicht meinem ganzen Wirken in dieser Angelegenheit ein Ende machen können.

Ob sie meinem Verdacht zuvorkommen wollte, meine Wachsamkeit einschläfern oder sich nur versichern, daß Mademoiselle ihr Versprechen nicht vergaß — das fragte ich mich, als ich einige Stunden später folgende Zeilen von ihr erhielt:

„Liebe Frau Truar!

Obwohl ich fürchte, daß Ihre Augen sich heute abend nach dem Gang in der Sonne angegriffen fühlen werden, möchte ich doch eine große Bitte an Sie richten, die nur Sie allein mir erfüllen können.

Der Marquis de la Roche-Guyon, in dessen Gesellschaft ich Sie heute sah, ist uns hierher nachgereist, um meiner Tochter einen Antrag zu machen. Ich wünsche seine Bewerbung weder gänzlich abzuweisen, noch dieselbe zu begünstigen. Deshalb habe ich ihm die Unterredung mit meiner Tochter, um die er bat, nicht verweigert, will ihm aber auch nicht gestatten, sie allein zu sehen. Ich selbst bin plötzlich von einem höchst schmerzhaften Hüftweh befallen worden, daher bitte ich Sie, statt meiner bei der Zusammenkunft zugegen zu sein und die nötigen Maßregeln zu ergreifen, damit dieselbe keinen vertraulichen Charakter annimmt. Bevor ich nicht die Einwilligung meines Mannes zu der Verbindung erhalten habe, darf ich das Verhältnis auf keinerlei Weise begünstigen. Sie würden mich also zu großem Danke verpflichten, wenn Sie mir diesen Dienst leisten wollten.

Madame Vetellier.“

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### In der verborgenen Kammer.

Sind denn erst vierundzwanzig Stunden verflossen? Haben die schrecklichen Ereignisse, an die ich mit Angst und Zittern zurückdenke, erst letzte Nacht stattgefunden? — Ich kann es kaum glauben. Madame Letellier — Aber ich will nach der Reihe erzählen und den Begebenheiten nicht vorgreifen — ganz wie bisher.

Madames Brief hatte mein Mißtrauen erregt; er schien mir nicht recht folgerichtig, es sollte ihr nicht gelingen, mich zu täuschen. Wenn sie im Eichenzimmer blieb, so wollte ich wissen, was sie dort that, wollte darüber Wache halten. Nur von ihr konnte uns Gefahr drohen, nur sie selbst konnte mir Aufschluß geben, was sie an einem Ort zu suchen kam, den sie und alle, die ihr angehörten, aufs äußerste hätten fliehen müssen. An ihre plötzliche Krankheit glaubte ich nicht; sie war gewiß so gesund wie ich, hatte ich sie doch noch heute nachmittag am Fenster stehen sehen.

Hierin irrte ich mich jedoch. Madame war wirklich krank. Sie schickte nicht nur nach dem Arzt, sondern ließ auch mich rufen, um ihr Beistand zu leisten. Als ich zu ihr ins Zimmer trat, fand ich sie im Bette, bleich,

mit krampfhaft verzerrten Zügen. Sie litt offenbar die heftigsten körperlichen Schmerzen. Der rheumatische Anfall hatte sich besonders auf ihr rechtes Bein geworfen, sie schien ganz hilflos und vermochte sich nicht allein zu bewegen. War das eine Fügung der Vorsehung, um ihren Plan zu vereiteln? Ich glaubte es anfänglich, aber dann zweifelte ich wieder, ob sie nicht trotzdem versuchen werde, ihr Vorhaben auszuführen. Wie schrecklich sie litt, sah ich wohl, das konnte nicht erheuchelt sein, doch der scharfe Blick ihrer ruhelosen Augen verriet mir, daß sie dennoch auf ihrem Vorsatz beharre. Ließ ich in meiner Wachsamkeit nach, so zog sie gewiß auf der Stelle Vorteil daraus.

So zeigte ich ihr zwar meine Teilnahme und leistete ihr Beistand, so gut ich vermochte, war dabei aber doch auf meiner Hut, um ihre geheimen Absichten zu erspähen. Die Augen der Tochter flossen über vor Mitgefühl; erst nachdem alles geschehen war, um die Schmerzen ihrer Mutter zu erleichtern und zu stillen, schaute sie mit sehnsüchtigem Blick nach der Uhr hinüber, die rastlos weiter tickte. Es war gerade dreiviertel auf neun.

Die Mutter sah den Blick und verbarg ihr Gesicht einen Moment in den Kissen, dann ergriff sie die Hand der Tochter, zog sie dicht zu sich heran und flüsterte, so daß ich es hören konnte:

„Es soll bei der Verabredung bleiben. Frau Truax wird mir eins der Mädchen schicken so lange du fort bist. Mir geht es ja besser, ich werde schlafen können. Vergiß dein Versprechen nicht, mein Kind. Kein Blick, kein Wort darf deine Gefühle verraten.“

Mademoiselle errötete tief und blickte auf mich; in ihre holde Verwirrung mischte sich die seligste Freude. Mein altes Herz bebte vor Lust bei ihrem Anblick und über dem Strahl junger Liebe, der aus ihren Augen brach, vergaß ich auf einen Moment alles — das düstere Zimmer mit seinem grausigen Geheimnis und das schuldbeladene Weib auf dem Lager.

„Sieh dich noch in dem Spiegel, ordne deine Locken und stecke dir eine Blume in den Gürtel, damit du frisch und rosig aussiehst,“ sagte die Mutter. Mademoiselle begab sich nach der andern Seite des Zimmers und sie flüsterte mir leise zu: „Haben Sie meine Beilen erhalten?“

Ich nickte.

„Und wollen Sie meine Bitte erfüllen?“

Ich nickte abermals. Es war eine Lüge, doch ich bebte nicht davor zurück.

„Dann gehen Sie jetzt, bitte. Sie brauchen mir niemand zu schicken, ich will schlafen und möchte nicht gestört sein. Der Schmerz ist beinahe vorüber.“

„Wie Sie wünschen,“ erwiderte ich, „hier ist die Klingel. Margret kann mich gleich rufen, sobald Sie meiner bedürfen.“ Nach diesen Worten verließ ich das Zimmer.

Ich blieb nur so lange in der Halle, bis die liebevolle Honora im Wohnzimmer verschwunden war, das meiner Anordnung gemäß zu ihrer alleinigen Verfügung stand; dann eilte ich nach meiner Stube.

Mit leisem, vorsichtigem Tritt schlich ich mich in die verborgene Kammer. Die Dunkelheit, das Grauen,

meine geheime Furcht benahmen mir fast den Atem in dem engen Raum; nur der Gedanke, daß ich einer gerechten Sache diene, verlieh mir in diesem kritischen Augenblick die nötige Selbstbeherrschung.

Bald dachte ich jedoch nicht mehr an meine eigenen Gefühle, sondern lauschte mit Aufbietung aller Kräfte auf jedes Geräusch im Eichenzimmer. Jetzt entstand eine Bewegung, Madame hatte das Bett verlassen und schleppte sich mühsam und stöhnend bis zu der Thür, deren Schlüssel ich sie umdrehen hörte.

Dann folgte eine tiefe Stille, bis der langsame, schlürfende Gang sich wieder hören ließ, dazwischen schwere Atemzüge und Seufzer. Sie näherte sich der Stelle, an der ich stand, mit jedem Schritt ward ihr Gestöhn vernehmbarer, ich zog mich allmählich immer weiter zurück, bis ich endlich in der entferntesten Ecke an die Wand gedrückt stand. Jetzt hörte ich mit Schauern den knarrenden Laut, den ich schon einmal in meinem Leben vernommen; ein schmaler Spalt ließ zuerst einen schwachen Lichtschimmer aus dem dahinter liegenden Gemach herein, dann vergrößerte sich die Oeffnung und ich fühlte mehr als ich sah, daß die Gestalt hereinschlich, langsam und mühselig, das kranke Bein nach sich ziehend. Sie keuchte schwer und murmelte abgerissene Worte:

„Ich muß mich dorthin schleppen, muß mit den Händen danach tasten. O Gott, o Gott, welche entsetzliche Marter.“

Immer näher kam sie heran, auf dem Boden umherführend mit ausgestrecktem Arm, während ich voll

Grauen und Entsetzen lautlos dastand, bis sie mein Kleid mit der Hand berührte. Da machte sich meine gepreßte Brust in einem wilden Aufschrei Luft, ich stieß sie von mir:

„Mörderin,“ rief ich, „suchst du nach den Gebeinen deines Opfers?“ Die Thür aufreißend, an welcher ich gelehnt hatte, ließ ich das Licht aus meiner Stube voll auf uns beide hereinströmen.

Bei der ersten Bewegung, die ich machte, war sie auf dem Boden zusammengesunken; nur ihre weitgeöffneten Augen und zitternden Lippen zeugten, daß noch Leben in ihr sei.

„Sie glaubten, ich würde Sie nicht erkennen, weil ich ihr Gesicht nie gesehen hatte. Daher wagten Sie es, zurückzukommen und Ihre unschuldige Tochter an die verfluchte Stätte Ihres Verbrechens zu bringen. Aber die Frau, deren Haus Sie jahrelang zu einer Mördergrube gemacht haben, war nicht so leicht zu betrügen. Die Missethat stand zu deutlich auf Ihrer Stirn geschrieben. Honora Urquharts noch ungerächter Schatten hat Sie unsichtbar begleitet, und ich erkannte Sie, sobald Sie den Fuß in diese Halle setzten.“

Gebrochene Laute, unverständliches Gemurmel war alles, was sie erwiderte.

„Ihre Strafe ist nicht ausgeblieben. Das Glück Ihrer Tochter ist durch Ihr Verbrechen zerstört. Honora Urquharts Blut wird über Sie kommen und über den Schändlichen, dessen Namen Sie mit Unrecht tragen. Vor Gott und Menschen sollen Sie Rechenschaft geben für das mit so herzloser Grausamkeit ge-

opferte Leben und für alles, was Sie sich fälschlich angemast haben.“

„Erbarmen,“ stöhnte sie.

Aber vor meinen Blicken stand Honora Urquharts holdes Gesicht und ich blieb unerbittlich. „Sie haben jahrelang triumphiert, den Namen der Hingeopferten getragen wie ihre Kleider und lächelnd den Genuß ihres Vermögens mit Ihrem verruchten Gatten geteilt. Tag für Tag, Jahr für Jahr haben Sie unbehelligt und ohne Scheu vor der Welt dahingelebt; aber wenn Gottes Gericht auch lange zögerte, jetzt endlich hat es Sie ereilt. Ueber Land und Meer hat die Qual der Erinnerung Sie wieder an diese Stätte hergeführt. Der Argwohn, den Sie in mir erweckt hatten, ist zur Gewißheit geworden. Sie haben die geheime Feder berührt, die selbst ich nicht kenne, um diese Kammer zu betreten, aus welcher die Gebeine Ihres Opfers erst vor zwei Monaten entfernt worden sind — Marah Leighton.“

Bei dem Klang des Namens richtete sie sich auf. Schwankend, von Schmerz durchbebt und dennoch stark und entschlossen, stand sie vor mir. Ihr Blick war nach dem Eichenzimmer gewendet, sie hob die Hand und horchte.

Von der Halle her ließ sich jetzt ein leises Klopfen vernehmen. „Mama, Mama!“ rief eine Stimme in gedämpftem Ton.

Das unselige Weib zitterte an allen Gliedern. „O Gott, mein Kind, meine Tochter!“ rief sie flehend und sank mir zu Füßen. „Wollen Sie sie töten? Sie weiß

nichts, ahnt nichts. Ihr Leben ist rein und unschuldig. Ich liebe sie, obgleich sie derjenigen gleicht, die ich haßte und tötete. Sie trägt ihren Namen, warum, weiß ich nicht — ich konnte ihr keinen andern geben. Um ihretwillen allein schiffte ich zurück über das Meer und öffnete dies entsetzliche Grab. Ich wollte erfahren, ob unser Geheimnis je entdeckt worden sei, ob ich hoffen dürfe, sie glücklich zu sehen. O, wenn ein Gefühl von Menschlichkeit in Ihrer Brust wohnt, so verdammen Sie diese schuldlose Seele nicht zu Schmach und Entehrung. Muß ich das Leben lassen — und ich schwöre Ihnen, ich will sterben, wenn Sie es begehren — so rauben Sie doch meinem Kinde nicht alle Hoffnung. Halten Sie meine Missethat geheim, nicht um des elendesten Geschöpfes willen, das Gottes Erdboden trägt, sondern aus Erbarmen für mein armes unschuldigtes Kind.“

„Zu spät!“ unterbrach ich sie. „Selbst wenn ich schweigen wollte, so folgen doch andere Ihrer Spur. Der schändliche Mitschuldige Ihres Verbrechens weiß jetzt bereits, daß die Tage seines Triumphes vorüber sind.“

Völlig vernichtet wankte sie mit leisem Stöhnen aus der Kammer in das Eichenzimmer zurück und warf sich auf ihr Lager. Ich folgte ihr, zog die Vorhänge des Bettes zusammen und schloß sorgfältig die Verbindungsthür zu der geheimen Kammer. Noch immer rief und klopfte die Tochter draußen; ich öffnete ihr und das glückstrahlende Mädchen trat ein.

„O Mama,“ begann sie, „ich habe mein Wort nicht gehalten —“

Ich hob warnend die Hand in die Höhe, zog sie beiseite, sagte ihr, daß die Kranke der Ruhe bedürfe und es am besten sein würde, wenn sie noch ein wenig zu mir ins Zimmer käme. Sie warf sehnsüchtige Blicke nach dem düstern Bett, in dem sie die Mutter schlafend wählte. Ach, sie ahnte nicht, daß diese Ruhestätte einem Grabe gleich, in welches Hoffnung, Freude und Friede auf immerdar versenkt waren. Eben wollte ich mit ihr das Zimmer verlassen, als ich ein leises Geräusch vernahm und eine Hand sich zwischen den Vorhängen herausstreckte. Nur eine Hand — aber diese Geberde war beredter als alle Worte.

„Mademoiselle,“ sagte ich, „küssen Sie die Hand Ihrer Mutter, aber öffnen Sie die Vorhänge nicht.“

Sie schritt lächelnd nach dem Bette hin, kniete nieder und drückte einen Kuß auf die Hand, welche sich hierauf einen Augenblick auf ihr Haupt legte. Dann ward sie zurückgezogen, die Tochter erhob sich mit leisem Schluchzen und kehrte an meine Seite zurück.

Als ich die Thüre schloß, mußte ich an die Worte denken: Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

### Der Marquis.

Aber die Ereignisse der Nacht waren noch nicht zu Ende. Kaum hatte ich Mademoiselle nach dem oberen Stockwerk begleitet, wo sie in meinem alten Zimmer Ruhe und Sicherheit fand, so kehrte ich ins Wohnzimmer zurück, um den Marquis aufzusuchen. Er stand am Fenster als ich eintrat und wandte sich mit freudig erregtem Gesicht zu mir hin. Dieser Ausdruck schwand jedoch schnell; er sah meine Totenblässe und fragte betroffen, was mir fehle.

Hestig erregt erwiderte ich, daß sich Begebenheiten sehr ernster Natur im Hause zugetragen hätten, die mein Gemüt beunruhigten. Auch ihm drohe schwerer Kummer und ich wisse keinen andern Rat, als ihn in mein Vertrauen zu ziehen und ihm zu zeigen, an welchem Abgrund er stehe.

Er mochte zuerst glauben, ich sei von Sinnen, aber mein fester Blick, mein entschlossenes Wesen überzeugten ihn bald vom Gegenteil, er ward bleich und stieß in namenloser Angst nur das eine Wort heraus: „Honora!“

„Fräulein Urquhart ist kein Leid geschehen,“ begann ich, „auch sie ahnt nichts von dem finstern Schatten, der sie umlagert. Sie ist voll Unschuld und Wahrheit,

in ihrem reinen Herzen wohnt nur Aufrichtigkeit und Treue und ihr Auge strahlt von Lust. Aber das schlimmste Verhängnis, das ein fühlendes Wesen treffen kann, droht ihr Lebensglück zu zerstören. Wenn Sie Wertschätzung für sie empfinden —“

„Mon Dieu,“ rief er mit heftigem Ungestüm, „ich schätze sie nicht nur — ich liebe sie. Was sind das für schreckliche Geheimnisse? Wodurch wird ihr Glück bedroht? Sagen Sie es mir ohne Zögern. Ich habe ihr soeben mein Herz und meine Hand angeboten und sie —“

„Sie hofft auf die Einwilligung ihrer Eltern,“ unterbrach ich ihn. „Aber Madames Weigerung entsteht aus keiner flüchtigen Laune, sondern hat einen tieferen Grund. In ihrem verworfenen Herzen ist noch nicht jeder Begriff von Ehre erloschen. Sie wußte, ihre Tochter dürfe sich nicht mit dem edlen Sprößling eines stolzen Geschlechts vermählen, deshalb —“

„Was sagen Sie da?“ stieß der Marquis voll Unwillen heraus, „Madame Urquhart —“

„Halt,“ fiel ich ein, „sie nennt sich so, hat aber kein Recht, den Namen zu tragen. Sie ist nie mit Edwin Urquhart getraut worden.“

Er schreckte betroffen zurück. „Wie wissen Sie das?“ fragte er mit ungläubiger Geberde. „Ihnen sind sie fremd; ich habe sie in ihrer eigenen Heimat gekannt. Dort zweifelt kein Mensch an der Rechtmäßigkeit ihrer Ehe, und —“

„Noch ist nicht an die Oeffentlichkeit gedrungen, was in diesem Hause vor sechzehn Jahren geschah,

als Edwin Urquhart mit seiner jungen Frau hier einkehrte, bevor er sich nach Frankreich begab.“

Er starrte mich verwirrt an, dann rief er: „Sie war doch also ehelich mit ihm verbunden, war seine Frau!“

„Edwin Urquhart ist kein gewöhnlicher Verbrecher, Marquis de la Roche-Guyon,“ versetzte ich, „die junge Frau, mit der er hier ankam, war seine Gattin.“

Es gelang mir nur schwer ihm alles begreiflich zu machen. Er wollte seinen Glauben, sein Vertrauen nicht aufgeben; erst nach und nach schwand ihm die Hoffnung, bis ihm kein Zweifel an der Wahrheit meiner Behauptung mehr übrig blieb. Es war eine harte Aufgabe, der ich mich nur unterzog, um noch schlimmeres Unglück und herzzerreißenderes Weh abzuwenden. Er sollte Fräulein Urquharts Stellung genau kennen, ehe er in seinem Verhältnis zu ihr weitere Schritte that, sollte wissen, daß er sich in Schmerz und Schande stürze, wenn er ihr seine Liebe schenkte und das Gelübde ihres Herzens annahm.

Erst nachdem ich ihm mein Tagebuch vorgelegt und ihm alles berichtet hatte, was sich soeben in der geheimen Kammer zugetragen, begriff er das Schreckliche seiner Lage. Tiefe Sorgenfalten durchfurchten seine Stirn, aus den gramvollen Zügen sprach der Kampf seines Innern, man konnte den stolzen, lebensfrohen Cavalier nicht wiedererkennen, dessen junge Liebesträume ich vor kaum einer halben Stunde so grausam zerstört hatte. Er versank in tiefes Schweigen und ich weckte ihn nicht aus seiner dumpfen Verzweiflung. Erst mußte er sich

die ganze Größe seines Unglücks klar machen, um zu erkennen, was der Weg der Pflicht für ihn sei. Ich wartete auf seine Entscheidung, voll Vertrauen auf seine edle Natur und sein sicheres Gefühl für Ehre und Recht.

Endlich, es mochte wohl eine Stunde verflossen sein, nahm er wieder das Wort, sein Entschluß schien gefaßt:

„Wir sind von jeher eine stolze Familie gewesen,“ sagte er. „Seit undenklichen Zeiten haben wir unsere Ehre, unsern edlen Namen hoch gehalten. Ich kann die ruhmvollen Ueberlieferungen des Geschlechts der Roche-Guyon nicht mit der entsetzlichen Schande aller dieser Missethaten beflecken. So sehr ich auch wünschte, meiner Gattin einen Namen zu geben und eine Stellung, auf die sie stolz sein könnte, muß ich mich doch damit begnügen, ihr den Schutz meines treuen Herzens zu bieten und den Unterhalt, welchen meine willige, aber ungeübte Hand erringen kann.“

„Marquis —“ unterbrach ich ihn.

Er fiel mir rasch ins Wort: „Mein Name ist Louis de Fontaine; mein jüngerer Vetter ist hinfort der Marquis. Das wenigstens bin ich der alten französischen Ehre schuldig.“

Er sprach so fest und entschlossen und vollbrachte dies Opfer, das für einen Mann seines Standes und seiner Erziehung doppelt groß zu nennen war, mit so viel Würde und Einfachheit, daß ich noch mehr seine heitere Ruhe anstaunte, als die That selbst.

„So wollen Sie von Ihrer Bewerbung um Fräulein Urquhart nicht zurücktreten?“ stammelte ich. „Sie

wollen sie heiraten, obgleich ihren Eltern vielleicht ein schimpflicher Verbrechertod auf dem Blutgerüst bereitet wird und sich unauslöschliche Schmach an ihren Namen heftet?“

Die Antwort kam in gebrochenen Worten, aber ohne Wanken:

„Sagten Sie nicht, daß sie unschuldig sei? Soll sie erliegen unter der Schande, die ihre Eltern trifft? Darf ich ihr noch die letzte Stütze rauben, da ihr alles entrisen wird, was von Kindheit an ihre Hilfe und Zuversicht war? Bleibe ich ihr treu, so überlebt sie vielleicht ihren Gram, ihr Elend; verlasse ich sie — großer Gott, wie schwer wäre meine Verantwortung in alle Ewigkeit! Aber,“ fügte er mit der schlichten Einfachheit hinzu, die seinem ganzen Wesen eigen ist, „ich könnte auch nicht anders handeln, selbst wenn ich wollte, denn — ich liebe sie.“

Hierauf gab es keine Antwort. Mit einer Hochachtung, die durch kein Mitleid mehr entweicht wurde, verließ ich ihn, um meine junge Schutzbefohlene aufzusuchen. Gewiß sehnte sie sich in ihrer Einsamkeit nach einem freundlichen Wort. Leise öffnete ich die Thür meines Zimmers.

---

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

### Mark Selt.

Sie schlief. Es war für mich eine rechte Wohlthat, in ihr friedliches Antlitz zu schauen nach dem Jammer und Elend, das ich in den letzten drei Stunden durchgemacht hatte. Ein seliges Lächeln schwebte um ihre Lippen und trotz der grausigen Enthüllungen die ihrer warteten, mußte ich ihr Los doch glücklich preisen, da es sie mit einem so hochherzigen Manne verbinden sollte, wie es der Marquis war.

Wenn ich auch jetzt alt bin und die Jugendzeit weit hinter mir liegt, so ist mir doch jede reine, unschuldige Liebe heilig, und die ihrige gleicht wahrlich einer fleckenlosen Lilie, die mitten in der Hölle Schlund erblickt ist.

Es war spät, ich fühlte mich sehr erschöpft und sehnte mich nach Ruhe, doch hätte ich nicht schlafen können, ohne mich noch einmal nach Madame umzusehen. So überließ ich denn die liebliche Schläferin ihren süßen Träumen und stieg wieder in das Erdgeschosß hinunter. Als ich an der großen Uhr auf der Treppe vorbeikam, sah ich, daß Mitternacht nicht mehr ferne sei und beschleunigte meinen Schritt. Da ward plötzlich ein lautes Klopfen an der Vorderthür vernehmbar.

Obgleich derartige Störungen bei uns nicht selten sind, erschrak ich doch in dieser Nacht heftig bei dem Ton. Ich stand still und blickte unschlüssig die Halle hinunter, ob ich dem unwillkommenen Ruf überhaupt folgen sollte. Das Klopfen wurde jedoch so stark, daß ich es nicht länger unberücksichtigt lassen konnte; ich bezwang daher meine Ungeduld, eilte nach der Thür, schloß sie auf und öffnete dem ungestümen Dränger. Ein Windstoß fuhr mir ins Gesicht und der Regen strömte hernieder; dies kam mir überraschend, denn ich hatte nichts von dem Unwetter draußen bemerkt, weil die Ereignisse, die sich innerhalb des Hauses zutrugen, mich völlig in Anspruch nahmen. Aber auch der Anblick des Fremden, welcher Einlaß begehrte, setzte mich in Erstaunen. Mein Gefühl sagte mir sofort, daß er mit der unseligen Begebenheit, die mein ganzes Denken erfüllte, in irgend welchem Zusammenhang stehen müsse; worauf sich aber diese Vermutung gründe, war mir ein Räthsel. Ich wußte seinen Namen nicht und konnte mich auch nicht erinnern, sein Gesicht je gesehen zu haben. So führte ich ihn denn durch die Halle nach dem behaglichen Wohnzimmer, das soeben von dem Marquis verlassen worden war und hatte dabei die bestimmte Ahnung, daß irgend etwas geschehen werde, um den Schrecken dieser Nacht noch die Krone aufzusetzen.

Als ihm nun aber das Licht voll ins Gesicht fiel und ich seine funkelnden Augen sah, als er den Mantel abnahm, den Hut beiseite legte, so daß sein ernstes Gesicht mit dem auffallend vorstehenden Unterkiefer zum Vorschein kam, da fiel es mir plötzlich wie

Schuppen von den Augen, jeder Zweifel war geschwunden und ich rief mit vollster Ueberzeugung:

„Mark Felt!“

Daß ich ihn mit Namen nannte, schien den neuen Ankömmling nicht zu verwundern.

„Der bin ich,“ erwiderte er, „und Sie sind natürlich Frau Truar. Herr Tamworth hat mir Sie genau beschrieben und auch dies Gasthaus, von dem ich jeden Stein zu kennen glaubte. Mein Absicht war es nicht, diesen Ort aufzusuchen, aber ich habe willenlos einer geheimen Macht folgen müssen. Mit Gewalt zog es mich schon seit einigen Tagen hierher, der Einfluß war stärker als ich. Letzte Nacht vermochte ich nicht länger zu widerstehen, ich sprang vom Lager auf und warf mich auf mein Pferd. Als ich endlich in der Abenddämmerung das Haus erreichte, überwältigte mich der Anblick so sehr, daß ich mich jenseits des Weges im Dickicht verbarg, anstatt Einlaß zu fordern. Eine innere Stimme schien mir zuzurufen: „Noch nicht, noch nicht!“ doch vermochte ich die Nähe des Platzes nicht wieder zu verlassen, zu dem es mich wie mit magnetischer Kraft hinzog.“

Sprachlos starrte ich ihn an; er war völlig durchnäßt, schien jedoch bei der ungewöhnlichen Erregung, in der er sich befand, nichts davon zu bemerken.

„Es muß hier etwas geschehen sein, das mich nahe angeht,“ sagte er verwirrt um sich schauend. „Während mein Blick noch unverwandt auf das Haus gerichtet war, fühlte ich plötzlich, wie mir ein Krampf die Brust zusammenschnürte; es geschah etwa um die elfte Stunde

und zu gleicher Zeit schien mir, als erlösche auf einmal irgendwo ein Licht, als fielen ein schwarzer Schatten auf den alten Bau. Wo war das Licht, Frau Truar, und was hat sich zugetragen? Die Stimme in meinem Innern kann nicht lügen.“

Ich bebte an allen Gliedern und vermochte ihm nicht zu antworten.

„Was soll der Ruf bedeuten?“ fuhr er fort. „Droht vielleicht jenen beiden Gefahr und Tod? Sie sind viele tausend Meilen von hier entfernt und noch kann Herr Tamworth sie nicht erreicht haben. Und doch muß sie gerade jetzt das Verderben ereilen und hier, an diesem Ort, soll ich davon Kunde erhalten. Ich irre mich nicht, Frau Truar, sagen Sie es mir.“

„Es ist wohl möglich,“ brachte ich zitternd hervor, „daß der Herr aus Frankreich, der hier angekommen ist, Ihnen Nachricht von dem Mann oder der Frau geben kann, an die Sie denken. Würde es Ihr Gemüth allzu heftig ergreifen, wenn Sie schlimme Botschaft von ihnen erhielten?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er, „mir scheint keine Ursache dazu. Herr Tamworth hat Ihnen meine Lebensgeschichte mitgeteilt, wie er mir sagte. Glauben Sie, daß es mich außer Fassung bringen und erschüttern sollte, wenn ich höre, daß ein Verbrechen Sühne und Vergeltung findet, welchem nicht nur jene edle Frau zum Opfer fiel, sondern das auch gegen mich selbst eine Frevelthat ohnegleichen war?“

„Das menschliche Herz ist ein wunderliches Ding,“ entgegnete ich. „Wenn die Strafe nur ihn ereilte,

wollte ich Ihre Frage beantworten, aber ihr gegenüber schweigt das Mitgefühl nicht ganz — schon weil sie Mutter ist —“

Es überwältigte ihn weit mehr, als ich erwartet hatte.

„Großer Gott,“ rief er, „sie eine Mutter — die Tigerin, das herzlose Weib, das unempfindlich ist wie der kalte Stahl, den ich ihr hätte in die Brust stoßen sollen! Und das Kind ist am Leben, ist herangewachsen, und — und —“

„Ist das holdeste, reinste, selbstloseste und reizendste Geschöpf, das meine Augen je erblickt haben.“

Ich dachte, er würde sich auf mich stürzen, so wild schreckte er empor.

„Wie wissen Sie das?“ rief er — das Herz stand mir still bei der Frage.

„Ich habe sie gesehen,“ versetzte ich zögernd, „habe in ihrer Seele gelesen. Sie heißt Honora und gleicht auch Fräulein Dumbleigh, nur ist sie schöner und besitzt zum Glück eine weniger weiche Gemüthsart.“

Er schien meine Worte nicht zu begreifen. „Sind Sie denn in Frankreich gewesen?“ fragte er.

„Nein, Fräulein Urquhart war hier.“

Er sank in einen Stuhl zurück, dann schreckte er wieder empor und sah sich halb ingrimmig, halb furchtsam im Zimmer um.

„Hier?“ wiederholte er, als sei ihm der Gedanke unfaßlich. „Warum haben sie ihr Kind hierher geschickt, warum nicht lieber gleich in den Abgrund der Hölle? Ein reines, schuldloses Mädchen, sagen Sie, und an diesen Ort?“

„Sie hatten ihre Gründe; auch kam sie nicht allein.“  
Jetzt hatte er mich verstanden.

„O,“ rief er entsetzt, „sie ist hier im Hause; ich hätte es wissen können. Mir ahnte es, doch wollte ich es nicht glauben. Den Verbrecher zieht seine Blutschuld ja stets zu dem Ort seiner Missethat zurück. Auch sie hat der verhängnisvollen Macht nicht widerstehen können. Sie ist zurückgekehrt. Und er?“

Ich schüttelte den Kopf. „Der Mann hat es nicht gewagt; vielleicht weil seine Schuld größer war oder seine Liebe nicht so stark.“

„Liebe?“

„Ja, Liebe zur Tochter hat die Mutter hergeführt, nicht der zürnende Geist der Toten oder die alte Blutschuld. Das Weib, das Sie einst getäuscht hat, ist nicht ohne Gefühl. Sie hat Ehre und Leben aufs Spiel gesetzt, hat der Gefahr getrogt, entdeckt zu werden, in der Hoffnung, daß es ihr möglich sein würde, das einzige Wesen, das sie wirklich liebte, glücklich zu machen.“

„Sie sprechen in Rätseln. Wie konnte sie das Glück ihres Kindes dadurch fördern, wenn sie diesen Ort aufsuchte?“

„Es galt die qualvolle Frage zur Entscheidung zu bringen, ob die vor sechzehn Jahren verübte Missethat jemals entdeckt worden sei. War das Verbrechen geheim geblieben, so durfte sie daran denken, zugleich ihren eigenen Stolz und die Herzensneigung ihres Kindes zu befriedigen, indem sie ihrer Tochter den edelsten Cavalier zum Gatten gab, der je ein Schwert getragen hat.“

„So sind sie wirklich hier?“

„Sie sind hier.“

„Und sie hat entdeckt —“

„Daß alle ihre Hoffnungen eitel sind.“

Er atmete schwer. „Welche Strafe für Marah Leighton. Welch schreckliches Ende! — Sie ist hier,“ fuhr er in tiefer Bewegung fort, „hier, unter diesem Dach. Kein Wunder, wenn es mich gewaltsam herzog. Sie weiß also, daß sie erkannt, daß ihr Verbrechen entdeckt ist?“

„Ich habe sie erkannt und es ihr gesagt. Mir stand kein anderer Weg offen. Wir trafen uns in der verborgenen Kammer, wo sie eingedrungen war, um ihre entsetzlichen Nachforschungen anzustellen. Sie dort zu sehen, an dem Plage, wo die Schuldlose ihr Leben gelassen hatte, war mehr als ich ertragen konnte. Zu meinem empörten Gerechtigkeitsgefühl schleuderte ich ihr die Anklage ins Gesicht und sie zuckte zusammen wie von einem Schlage getroffen. An ein Leugnen war nicht mehr zu denken, und jetzt liegt sie —“

„Halt,“ unterbrach er mich und ergriff meinen Arm mit Ungestüm, „wann ist das alles geschehen? Heute abend, in dieser Nacht?“

„Vor kaum zwei Stunden.“

„Sehen Sie,“ sagte er mit scheuem Blick, „sie hat noch Gewalt über mich. Im Augenblick, als ihr die Hoffnung schwand, ging der Schmerz durch meine Brust. Ich verabscheue sie, doch fühle ich ihr Leiden. Einst war sie mir teurer als die ganze Welt.“

Ich ehrte seinen Gram und schwieg. Als ich mich

num jedoch endlich wegbegeben wollte, ließ er mich nicht von sich, ohne zuvor noch einige Fragen zu stellen.

„Die Tochter —“ drängte er, „weiß sie, von welcher Schmach sie bedroht wird?“

„Sie schläft,“ erwiderte ich, „ihr Antlitz lächelt, noch ahnt sie nichts. Ihr Geliebter ist ihr hierher gefolgt und die Liebesworte die er zuletzt gesprochen, umgaukeln sie noch im Traum. Erst morgen beginnt ihr Leiden, aber es wird nicht ohne Linderung sein. Er will ihr die Treue halten, auch in Schmach und Schande. Ich habe es aus seinem eigenen Munde!“

„So giebt es zwei Männer auf Erden, die lieben können,“ erwiderte Mark Felt, „nicht nur einen, wie ich glaubte.“ Seufzend trat er an das Fenster und blickte in die Nacht hinaus, wo der Regen herniederströmte und die Blitze zuckten.

Ich ergriff die Gelegenheit mich rasch zu entfernen. Mit hastigen Schritten eilte ich durch die Halle nach dem Eichenzimmer. Die letzte aufregende Begegnung hatte meine Sorge und Angst noch gesteigert.

Die Thür war nicht verschlossen, ich horchte einen Augenblick, dann trat ich ein. Es war unheimlich still in dem düstern Raum. Auf dem Tisch an der Seite flackerte ein einsames Licht, das seinen matten Schimmer auf das große Bett und die alten, schweren Möbel warf. Honoras Blumen im Fenster sprachen allein von Freude und Hoffnung, alles übrige war kalt und abschreckend, finster und trübselig. Schauernd näherte ich mich dem Bett und blieb am Fußende stehen.

„Madame Letellier,“ sagte ich, einen andern Namen

brachte ich nicht über die Lippen. „Ich bringe Ihnen noch einen Trost in Ihrer Not. Der Marquis kennt Ihr Verbrechen, Ihre Schuld, und will dennoch Ihre Tochter zur Gattin wählen.“

Es erfolgte keine Antwort.

Von neuen Zweifeln und unsäglicher Angst gepeinigt nahm ich alle Kraft zusammen und wiederholte meine Worte:

„Madame,“ sagte ich, „der Marquis weiß um Ihre Missethat, und bietet doch Ihrer Tochter seine Hand.“

Aber das Schweigen ward nicht gebrochen und hinter den schweren, düstern Vorhängen entstand keine Bewegung.

Länger ertrug ich es nicht; ich streckte die Hand aus und zog die Vorhänge zurück.

Was ich sah überraschte mich völlig. Madame war nicht da — das Bett war leer.

---

## Sechszwanzigstes Kapitel.

### Zum letztenmal.

Mein Blick fiel sofort auf die verkleidete Oeffnung der geheimen Kammer. Der Eingang war verschlossen, aber ich wußte so sicher, daß sie dort verborgen war, als hätten meine Augen die Wände durchdringen können.

Was war zu thun? Ich zögerte nur einen Moment, dann stürzte ich aus dem Zimmer und eilte zu Mark Felt zurück. Er stand mit dem Gesicht nach der Thür gewendet, als harrte er voll Spannung meiner Wiederkehr. „Sie sehen totenbleich aus,“ rief er, „was ist geschehen!“

„Ich weiß nicht,“ stieß ich heraus. „Madame hat ihr Bett verlassen, auch kann ich sie sonst nicht im Zimmer entdecken. Wir ahut, wo sie ist und daß wir sie finden werden — aber tot.“

„Vielleicht im Zimmer ihrer Tochter, neben deren Lager?“

„Nein, in der verborgenen Kammer.“

Er sah mich mit wirren Blicken an. „Sie haben recht,“ sagte er in heiserm Ton. „Kommen Sie, wir wollen sie suchen, vielleicht ist es noch nicht zu spät.“

Der Eingang zu der Kammer war, wie gesagt, geschlossen und da ich sie nie zu öffnen versucht hatte,

wußte ich auch die verborgene Feder im Gefäßel nicht zu finden. Mark Felt tastete an der Wand umher und ich hielt das Licht mit zitternder Hand; die Angst und Spannung, in der wir uns befanden, war kaum zu ertragen. Mir schien, als sei dies das Entsetzlichste, was ich noch durchgemacht hatte an diesem furchtbaren Tage, schlimmer noch als jener Augenblick, da ich den Spalt sich öffnen sah und sie zu mir heranschleichen hörte in der Finsternis. Draußen tobte der Sturm, als wolle er das Haus aus allen Fugen reißen, die Blitze zuckten von Zeit zu Zeit mit grellem Schein durch die Ritzen der Fensterladen, sie erhellten den dunkeln Raum, in dem kein anderes Licht brannte, als die fast erlöschende Kerze, mit der ich Mark Felt bei seiner Arbeit leuchtete, die ihm die Schweißtropfen auf die Stirne trieb.

„Geben wir es auf,“ bat ich, „es ist zu furchtbar. Lassen Sie uns von der andern Seite eintreten, in meiner Stube ist die Thüre offen.“

Doch er hörte mich nicht, sondern verdoppelte nur seine wahn sinnigen Anstrengungen, als könne er die Wand mit Gewalt einreißen und zu ihr dringen. „Ich komme, Marah, ich komme!“ rief er und im gleichen Augenblick berührte seine Hand unvermutet die geheime Feder, sie gab nach und die so eifrig gesuchte Oeffnung war gefunden.

„Gehen Sie hinein,“ keuchte er, „gehen Sie hinein.“

Und so geschah es, daß ich noch einmal den grausigen Ort betreten mußte, wo der Tod seine Ernte gehalten und die Rache ihr Opfer ereilt hatte. Möchte es das

legtemal gewesen sein. Dort auf dem Boden, fast an derselben Stelle, wo die schuldlose Horona Urquhart ihren Tod gefunden, erblickten wir die ausgestreckte Gestalt des unseligen Weibes, das jene im Leben von ihrem Platz verdrängt und nun zur Sühne das eigene Haupt im Sterben auch dorthin gebettet hatte. Ihr Atem war entflohen, sie war leblos und kalt. Die linke Hand hielt sie auf den Mund gepreßt, als habe sie noch mit ihrem letzten Hauch die Stelle bewahren wollen, welche die Lippen der Tochter, die sie so sehr geliebt, mit ihrem reinen Fuß berührt hatten.

---

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

### Ein Abschiedswort.

Als das Morgenlicht ins Zimmer drang, sah ich auf dem Tisch ein leeres Fläschchen liegen und darunter einen Brief, den Marah Leighton nicht an ihren Gatten, nicht an ihr Kind, sondern an ihren betrogenen Geliebten — an Mark Felt gerichtet hatte.

Ob sie ihn durch die Kraft ihres Willens wie mit Zaubergewalt an jenem Abend in mein Gasthaus gezogen hat — das ist eine Frage, auf welche ich wohl nie eine Antwort erhalten werde. Aber ich weiß, er tröstet sich mit der Vorstellung und giebt in seinem gequälten Geist der Hoffnung Raum, daß die göttliche Gnade in jenen letzten bitteren Stunden ihr Herz gewilthrt und sie weniger unwürdig gemacht hat, in seiner Erinnerung fortzuleben.

Ich las den Brief später. Er lautete:

„An den Mann, der alles hingab, alles duldete und nur Jammer geerntet hat.

Ich bin im Begriff in den Tod zu gehen und nicht wert, Dir zu schreiben. Aber eine Stimme in meinem Innern, der ich nicht widerstreben mag, treibt mich, gerade Dir alles zu beichten und meine Reue zu bekennen.

Es ist nicht wahr, daß ich vor sechzehn Jahren im Hudson ertrunken bin. Ich gab das nur vor, um an einem Verbrechen teilnehmen zu können, das meinem Leben einen

nützlichbaren Schandfleck aufgedrückt und meine Seele in Nacht versenkt hat. Bald wirst Du wissen, von welcher Unthat ich rede und wie sie gelang. Ich hörte ihm ohne Schaudern zu, als er mir den furchtbaren und wagehalsigen Plan in allen Einzelheiten erklärte, denn ich war damals von der Sucht nach Reichtum, Macht und Abenteuern verblendet. Allen Leidenschaften war ich hingegeben, nur Liebe fühlte ich nicht. Ich sage dies zum Trost für Deinen Stolz, der in jenen Tagen nicht weniger gelitten haben muß, als Dein Herz.

Edwin Urquhart verstand es, meine Begierden aufzustacheln und mir das Blut schneller durch die Adern zu treiben, aber doch würde ich Dir die Treue nicht gebrochen haben, ohne seine Verheißung, daß er mir geben wolle, was für mich mehr Wert besaß als Männerliebe. Wie er sein Wort lösen werde, begriff ich anfänglich nicht und traute seinem Schwur so wenig, daß ich mich von Dir fast bis zu den Stufen des Altars führen ließ.

Auf der Fahrt nach der Kirche sah ich ihn in der Menge; unsere Blicke trafen sich und ich gehorchte seinem Wink, obgleich mir sein Vorhaben noch dunkel blieb. Ich zwang Dich zur Umkehr, denn mein Herz trug kein Verlangen nach dieser Heirat, es hoffte nur auf die Güter, die mir sein Blick versprach. Später teilte er mir seine Pläne mit. Er hatte bei einem Besuch auf Long Island in einer Schenke zufällig von dem Gasthaus ‚zum Glückshafen‘ und seiner geheimen Kammer gehört. Dadurch war er auf ein Mittel verfallen, wie ich die Seine werden könne, ohne daß er dabei die Vorteile aus der Hand gab, die er von einer Verbindung mit Fräulein Dudleigh erwartete. Ich verstand ihn, willigte in sein Vorhaben und übernahm den grauenvollen Anteil an dem Verbrechen, der mir zufiel. Jedes andere Weib wäre davor zurückgeschreckt, aber mein Herz war hart wie Stein und ich schritt weiter auf dem Pfad des Betrugs und der Verstellung. Erst als wir in dies Gasthaus kamen, ward ich, vielleicht infolge der langen

Gefangenschaft in der schrecklichen Kiste, doch plötzlich von Furcht befallen, grauenvolle Ahnungen quälten mich und ich war im Lauf des entsetzlichen Abends mehr als einmal nahe daran, laut nach Hilfe zu schreien.

Aber eine noch größere Angst hielt mich davon zurück, vor der Zeit meine Befreiung durchzusetzen. Ich wagte nicht, Honora gegenüber zu treten, wagte nicht, Edwin Urquhart der Gefahr auszusetzen, welche ihn bedrohte, wenn unser Verrat entdeckt wurde. So ließ ich die Gelegenheit vorübergehen und wurde die Mitschuldige des unerhörten Verbrechens, dessen Urheberin ich schon gewesen war, und durch welches ich nun vor der Welt sein Weib werden sollte.

Welche Qualen ich erduldete, während die Unthat geschah, vermögen Worte nicht zu schildern . . . Als alles vorüber war, flogen die Riegel zurück, die mich gefangen hielten, ich stand wieder auf den Füßen und konnte frei atmen. Nun blickte ich umher in dem entsetzlichen Zimmer, meine Augen suchten nicht ihn, sondern sie. Als ich keine Spur von ihr sah, kein Anzeichen ihres Todes, ergriff mich eine so namenlose Angst, daß ich vor Furcht und Abscheu einen gellenden Schrei ausstieß, der im ganzen Hause wiederhallte. Bald sahen wir uns genötigt, Antwort zu geben auf die besorgten Nachfragen an unserer Thür.

Schon jetzt begann meine Strafe, meine Gewissensqual. In dem Schatten am Kamin glaubte ich fortwährend den offenen Spalt zu sehen, der zu ihrem Grabe führte. Es war nur eine optische Täuschung, der Eingang war in Wirklichkeit geschlossen, aber nie habe ich die Vorstellung wieder los werden können; wo ich ging und stand, sah ich den graufigen, dunkeln Streifen vor mir, er verfolgte mich, wie das Bewußtsein meiner Schuld, das mein Leben vergiftete und meine Ruhe zerstörte. Nachts, wenn ich auf dem Lager die Augen schloß, gähnte er mir entgegen; wenn ich mich in Juwelen und köstliche Gewänder kleidete und der Spiegel mein Bild zurückwarf, graute mir vor dem Anblick. Pracht und Glanz verschwand vor meinen Augen

und ich ging zu den Festen des Hofes und in die Säle der Reichen, als ein elendes, armseliges Geschöpf; nichts sah ich vor mir, als den schwarzen Spalt, hinter dem Jugend und Schönheit und Unschuld für immer begraben ward.

Nun kam mein Kind — o Himmel, daß ich sie hier nennen muß. Ich thue es als Buße. Ich thue es voll Verzweiflung, denn mit ihr erwachte mein Herz zum erstenmal und für sie bricht mein Herz auf ewig. O, wenn das Bekenntnis meines Glends in Dir einen Gedanken erweckt, der nicht der Rache geweiht ist, habe Erbarmen mit dem theuern, geliebten Wesen, das hier im fremden Lande, ohne Freunde, ohne Schutz und ohne Mittel zurückbleibt. Denn ihre Freunde, ihr Geliebter, ihr Vermögen — alles wird ihr geraubt, sobald der nächste Morgen seine furchtbaren Enthüllungen bringt. Wenn nicht der Himmel, der meine Schuld gestraft hat, sich ihrer Unschuld erbarmt, so steht ihr keine andere Zuflucht offen als die, welche ich jetzt aufsuchen muß.

Ihren Vater möge ein Höherer richten. Sie ist auch sein Kind, so darf ich ihm nicht fluchen.

Marab."

Den 23. Oktober 1791.

Ein Freudenthümer ist heute in meine Seele gefallen. Es war der schwache und kaum noch irdische Schein, der auf einen Moment aus Honoras Augen brach, als ich ihr sagte, was echte Liebe sei und daß der Marquis nur ihrer Erlaubnis harre, um sie seiner unbegrenzten Bärtlichkeit und unwandelbaren Treue zu versichern, daß er ihren Kummer teilen wolle und der Schützer ihrer Unschuld sein.

Ohne diesen einen Lichtpunkt wäre mir die Welt

zu dunkel erschienen, um länger darin zu weilen und das Leben zu qualvoll, um es zu ertragen.

Den 30. November 1791.

Honora Urquhart ist mit Louis de Fontaine in der kleinen Kirche am Hügel getraut worden. Als sie mein Haus verlassen hatte, glaubte ich, nun werde der Friede wieder darin einkehren. Aber die Hoffnung war eitel, denn heute morgen ist es abermals der Schauplatz eines entsetzlichen Trauerspiels geworden.

Ich saß in der offenen Vorhalle und wartete auf die Ankunft der Post, denn mir schien, als sei es an der Zeit, daß ich Nachricht von Herrn Tamworth erhalte. Wie gewöhnlich weilten meine Gedanken bei den schrecklichen Ereignissen der letzten Wochen, als mich ferner Hufschlag aus meinem Bitten aufscheuchte. Auf der Straße kam vom Süden ein Trupp Reiter daher. Der vorderste war weiß von Haar und ehrwürdig anzuschauen, als sie sich näherten, erkannte ich seine Züge, es war niemand anders als Herr Tamworth.

In großer Aufregung erhob ich mich, um nach seinen Begleitern zu spähen. Den einen derselben sah ich mit gesenktem Haupt und düsterer Miene inmitten der übrigen daherreiten. Schon schwebte mir sein Name auf den Lippen, da bemerkte ich plötzlich, wie er seinem Pferd die Sporen heftig in die Seiten drückte; das Tier ward wild, bäumte sich, rannte vorwärts und schleuderte seinen Reiter bis auf die Schwelle des Hauses, wo er starr und regungslos liegen blieb, wie der Stein, auf den sein Haupt gefallen war.

Einen Augenblick verharrten seine Begleiter und ich wie betäubt bei dem furchtbaren Anblick, dann erhob sich ein lautes Geschrei von der Straße her und aus dem Hause. Ich war die erste, welche an die Seite des Gestürzten eilte; ich wandte sein Haupt um und blickte ihm ins bleiche Antlitz. Es war mir nicht fremd. Wie sehr auch die Todesangst seine Züge verzerrt hatte, ich erkannte ihn sofort wieder. Es war Edwin Urquhart. — — Von den französischen Behörden ausgeliefert, sollte er hierher an den Schauplatz seiner That gebracht werden, um dem Untersuchungsrichter Rede und Antwort zu stehen. — — — — —

Heute mittag habe ich das Schild heruntergenommen, das zwanzig Jahre über der Vorderthür hing. Dies Gasthaus, in dem sich so grausige Begebenheiten zugegetragen, soll nicht länger ‚Glückshafen‘ heißen.

Den 3. Februar 1792.

Diese Woche habe ich erfüllt, was ich schon vor Jahren gelobte. Ich habe das Eichenzimmer und die geheime Kammer für immer abbrechen und zerstören lassen.

Jetzt endlich werde ich vielleicht schlafen können.

Den 16. März.

Honora hat mir geschrieben. Der entfernte Verwandte, der den Titel und die Besitzungen des Marquis de la Roche-Guyon geerbt hat, ist der Guillotine zum Opfer gefallen. Wäre dies das Schicksal von Honoras Gatten gewesen, wenn er sie verlassen hätte um heim-

zukehren? — Ohne Zweifel. Jedenfalls empfindet sie es nun weniger schwer, daß er seiner Liebe dies Opfer gebracht hat und beklagt es nicht länger, daß er um ihretwillen in die Verbannung gegangen ist. Wie wunderbar sind die Fügungen der Vorsehung. Jeden Tag betrachte ich ihre Wege mit erneuter Ehrfurcht.

Den 5. September 1795.

Lange bin ich verreist gewesen. Ich war zum Besuch in New-York; die Abwechslung hat mir wohlgethan und ich habe das Leben von seiner heitern, freundlichen Seite kennen gelernt. Nun kann ich in diesem alten Hause, das so sichtlich seinem Verfall entgegengeht, noch an etwas anderes denken, als an Tod, Verderben und schreckliche Wiedervergeltung.

Madame de Fontaine hatte gewünscht, mich wiederzusehen. Ich sollte mich überzeugen, wie schön durch ihren Ehebund alle Hoffnungen der Verlobungszeit erfüllt worden sind. Sie lebt mit ihrem edlen Gatten in stiller Zurückgezogenheit und ohne den Glanz, den der Reichthum verleiht, aber sie finden eine nie versiegende Quelle des Glücks in ihrem beiderseitigen Zusammensein. Wer Zeuge ihres häuslichen Friedens ist, kann ihnen kein schöneres Los wünschen, auch kein weiteres Feld des gesellschaftlichen Wirkens und Verkehrs.

Der Marquis — ich werde ihn stets so nennen — darf sich rühmen, ein Freund General Washingtons zu sein. Man sieht ihn zwar nicht an den öffentlichen Empfangstagen des Präsidenten, auch im Senate erhebt er seine Stimme nicht für sein Adoptivwaterland, doch fehlt

es nicht an Beweisen, daß der große Mann ihm sein Vertrauen schenkt, und das muß das Herz des Verbannten mit Freude und Geunthung erfüllen.

Honora ist eine große Schönheit geworden. Ihre trüben Erinnerungen haben eine leise Schwermut in ihren Zügen zurückgelassen, die denselben etwas unendlich Anziehendes und Rührendes verleiht. Ihre Erscheinung ist wahrhaft königlich und ihr ganzes Wesen von Gram und Liebe durchgeistigt. Jetzt trübt der Schmerz nicht mehr ihren Blick, eine hehre Hoffnung leuchtet darin. Wenn das Erhabene sie begeistert oder ihr Herz für das Gute erglüht, dann verklärt ein so liebliches Lächeln ihre Züge, daß ich glaube, es giebt kein schöneres und edleres Weib auf Erden. Daß auch ihr Gatte mir hierein beipflichtet, unterliegt keinem Zweifel.

Sie selbst aber ist so froh und dankbar, daß sie mir eines Tages sagte:

„Mir kommt es oft vor, als sei das Glück, das mir der Himmel beschert hat, zu groß für ein Menschenherz. Wollte Gott, daß ich es als Bürgschaft ansehen dürfte, daß die fluchwürdigen Sünden meiner Eltern gesühnt sind. Freilich ziehen noch oft die Schatten der Erinnerung herauf, besonders wenn ich ein Gesicht sehe, das mir, gleich dem ihrigen, die furchtbaren Tage zurückruft, die meiner Jugend so grausamen Schmerz gebracht haben. Doch erscheint mir mit jedem Jahr des Friedens und der Liebe das Dunkel weniger hoffnungslos. Wer weiß, ob nicht irgendwo im weiten Himmelsraum Gottes Gnade ihr Werk an dem Herzen derjenigen thut, die ich einst Mutter nannte.“

Als ich sie so sprechen hörte, schwand auch aus meinem Gemüth der unerträgliche Druck, der bisher darauf gelastet hatte. Die Tage flossen dahin und immer mehr empfand ich den seligen Frieden, der auf wahrer Liebe und vollem Vertrauen beruht, und ich weinte Thränen der Freude, statt des Schmerzes. Meine Klage und mein Leid war in frohe Hoffnung umgewandelt.

So bin ich denn heimgekehrt, erquickt und getröstet. Ich sehe keine ruhelosen Geister mehr mein altes Haus umschweben. Seine Wände sind wohl kahl, mit seiner Rundschaft ist es vorbei, sein Ruhm gehört der Vergangenheit an — doch kann ich auf den grassbewachsenen Stufen sitzen und die Gänge und Zimmer durchwandeln, ohne daß mir die alten Schatten folgen.

Zwar beugt mich das Alter jetzt und ich muß einen Stab zur Hilfe nehmen, um meine schwachen Tritte zu stützen, aber ich bin doch fröhlich, denn die Gnade Gottes leuchtet endlich wieder über dem still gewordenen Gasthaus ‚zum Glückshafen‘.

Ende.

# Kapitelverzeichnis.

## Erstes Buch.

### Das Verbrechen.

		Seite
1. Kapitel.	Das getäfelte Zimmer . . . . .	1
2. "	Burritt . . . . .	16
3. "	Eine furchtbare Entdeckung . . . . .	25
4. "	Fragen und Antworten . . . . .	42
5. "	Wartezeit . . . . .	52

## Zweites Buch.

### Eine romantische Geschichte aus dem alten Albany.

6. Kapitel.	Der Einsiedler . . . . .	59
7. "	Zwei Frauengestalten . . . . .	69
8. "	Ein plögliches Verlöbniß . . . . .	84
9. "	Marah . . . . .	90
10. "	Am Fuß der Treppe . . . . .	100
11. "	Honora . . . . .	105
12. "	Edwin Urquhart . . . . .	110
13. "	Vor der Hochzeit . . . . .	115
14. "	Die Prophezeiung . . . . .	125
15. "	Die Katastrophe . . . . .	132
16. "	Ein Traum geht zu Ende . . . . .	141

## Drittes Buch.

### Wiedervergeltung.

17. Kapitel.	Fremde Gäste . . . . .	149
18. "	Frau Truag erzählt eine Geschichte . . . . .	156
19. "	Nach Mitternacht in der Halle . . . . .	169

		Seite
20.	Kapitel. Der Stein im Garten . . . . .	176
21.	" Im getäfelten Zimmer . . . . .	186
22.	" Eine Überraschung für Honora . . . . .	213
23.	" In der verborgenen Kammer . . . . .	221
24.	" Der Marquis . . . . .	229
25.	" Mark Felt . . . . .	234
26.	" Zum letztenmal . . . . .	243
27.	" Ein Abschiedswort . . . . .	246

---